

## Konzernverantwortung

Im März 1973 wurde in der Schweiz aus einer gelben, gekrümmten Südfrucht ein Symbol für globales Unrecht. Nachdem die Migros aufgrund der Abwertung des US-Dollars den Bananenpreis in ihren Läden gesenkt hatte und dies als »Bananen-Wunder« bewarb, gingen in der Kleinstadt Frauenfeld zahlreiche Mütter und Hausfrauen auf die Straße und verteilten Bananen und ihre eigene »Bananenzeitung«. Ihr Motto: Warum ist eine Banane billiger als ein Apfel?

Hinter den Bananenfrauen, wie sie sich selbst nannten, standen keine politischen Organisationen. Sie waren durch ein christliches und moralisches Ungerechtigkeitsempfinden bewegt. Mit ihren Aktionen wollten sie auf die ungerechten Arbeitsbedingungen auf den Plantagen in Mittelamerika aufmerksam machen. Oder wie die Thurgauer FDP-Kantonsrätin Ursula Brunner, eine der wichtigsten Wegbereiterinnen der Bewegung, in einem Brief von 1973 ihre Motive beschrieb: »Das Fragen, was unser Leben damit zu tun hat, das Aufzeigen der Verantwortlichkeit.« Die Frauen forderten von den Großverteilern, die Bananen mit einem symbolischen Aufpreis von 15 Rappen pro Kilo zugunsten eines Entwicklungsprojektes zu verkaufen. Aber bei der Migros hieß es: »Wir sind keine Wohltätigkeitsinstitution.«

Angeregt durch die Pionierinnen in Frauenfeld bildeten sich viele weitere Bananengruppen, um die Ungerechtigkeiten im Welthandel zu bekämpfen. Anfänglich verkauften sie handelsübliche Chiquita-Bananen mit einem Aufpreis, den sie in Basisprojekte für Plantagenarbeiterinnen und -arbeiter in Mittelamerika steckten. Bald aber wollten die Bananenfrauen die gelben Südfrüchte unabhängig von den großen Konzernen direkt in die Schweiz importieren. Anfangs erfolglos. Erst als 1986 das US-amerikanische Handelsembargo gegen das linkssandinistische Nicaragua aufgehoben wurde, klappte es. »Nicas statt Chiquitas« lautete der Verkaufsspruch für die ersten Fair-Trade-Bananen. Aus der damals gegründeten »Arbeitsgemeinschaft für gerechten Bananenhandel« wurde später die Gebana, die noch heute besteht.

Rasch engagierten sich zahlreiche Menschen und Organisationen in der Schweiz für den Import und Verkauf von »fair« gehandelten Produkten aus Asien, Afrika und Lateinamerika und gründeten entwicklungspolitische Gruppen, Solidaritätskomitees, christliche Hilfswerke und Entwicklungshilfeorganisationen: Die »Dritte-Welt-Bewegung« entstand.

Das neuartige globale Handeln war jedoch nie allein ökonomisch motiviert. Vielmehr sollte es grundlegende gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen mit sich bringen. Die Nica-Banane sollte nicht nur gut schmecken, Umsatz generieren und den lateinamerikanischen Bauern und Arbeiterinnen ein anständiges Einkommen ermöglichen, nein, sie diene gleichzeitig der »Bewusstseinsbildung«. Die Schweizer Bevölkerung sollte in der Fair-Trade-Banane erkennen, wie eng die dortigen Produktionsbedingungen mit dem hiesigen Wohlstand zusammenhängen.

Im Zentrum stand also weniger der faire Konsum als vielmehr ein grundsätzliches Hinterfragen von ungerechten Handelsstrukturen. Es ging den Bananenfrauen und ihren Mitstreiterinnen nicht nur darum, den persönlichen Kaufentscheid jedes Einzelnen zu verändern, sondern darum, neue

Was mit den Bananenfrauen  
klein begann, ist mit  
Max Havelaar im  
Supermarkt angekommen



# Diese Banane verändert Ihr Bewusstsein

Wie in Frauenfeld die Schweizer  
Fair-Trade-Bewegung entstand

VON KONRAD KUHN

Handelsmodelle zu etablieren. Die Aktivistinnen selbst erfuhren, was es heißt, Utopien zu entwickeln, die Welt mitzugestalten und Veränderung anzustoßen. »Ich habe an Selbstvertrauen gewonnen, an Selbstbewusstsein. Dinge, die wir damals nicht hatten, wir Frauen«, sagte die Bananenfrau Brunner rückblickend.

Rasch zeigte sich das grundsätzliche Dilemma dieses neuen Handelsmodells: viel Umsatz zu machen und gleichzeitig die Konsumenten umfassend aufzuklären, ihr Bewusstsein zu bilden, das ging nicht zusammen. So entwickelte sich der faire Handel zwar als eine schweizweit breit verankerte, aber letztlich doch kleine Nische in den sogenannten Dritte-Welt-Läden.

Gleichzeitig drängten die Produzenten der fair gehandelten Bananen auf ein sicheres Einkommen. Also darauf, mehr zu verkaufen. 1992 wurde in Basel das Max-Havelaar-Label gegründet, die Gruppen der Bananenfrauen lösten sich auf, und die Fair-Trade-Bewegung verabschiedete sich von den utopischen Modellen ihrer Anfangsjahre. Nun ging es vor allem darum, neue Marktzugänge zu schaffen. Nach und nach fanden die fair gehandelten Produkte aus der »Dritte Welt«-Nische zu den Schweizer Großverteilern. Auch in die Migros.

Heute genießt der faire Handel eine ebenso hohe Legitimität wie moralische Plausibilität. Sein kritisches und politisches Potenzial hat er allerdings verloren. »Der sogenannte faire Handel ist zu einer Institution verkommen, zu einer Bürokratie, zu einem zementierten System«, sagte Pionierin Brunner vor einigen Jahren, als das *St. Galler Tagblatt* anlässlich ihres 90. Geburtstags über sie berichtete. Konsumentinnen und Bürger wissen längst, unter welchen Bedingungen ihre Billig-T-Shirts in den Sweatshops in Bangladesch produziert werden. Sie kennen die Geschäftspraktiken von Großbanken und Agrochemie-Multis und sind sich der ökologischen Folgen des Rohstoffabbaus bewusst.

Aber Bewusstsein allein verändert die Welt nicht. Es ist deshalb nur konsequent, dass die Veränderung hin zu mehr globaler Gerechtigkeit nicht nur über Einkaufskorb und Portemonnaie angestrebt wird, sondern über einen direkten Entscheid in einer Volksabstimmung. Und so erstaunt es nicht, dass sich jetzt im Abstimmungskampf um die Konzernverantwortungsinitiative wiederum kirchliche und bürgerliche Kreise engagieren, die sich für ethische Grundfragen interessieren.

Die Bananenfrau Ursula Brunner aus Frauenfeld kann nicht mehr mitstreiten. Sie ist 2017 verstorben. Aber die Frage, mit der sie als rebellisches Kind ihre Mutter bedrängte, stellt sich noch immer: »Warum muss es denn so bleiben, nur weil die Leute denken, es müsse so sein?« Sowohl der faire Handel seit den frühen 1970er-Jahren als auch die Konzernverantwortungsinitiative können als gesellschaftliches Aushandeln von Zukunft verstanden werden. Damals wie heute stehen sich zwei Vorstellungen von »gutem« und »richtigen« Leben gegenüber: Die eine ist auf den nationalen Vorteil bedacht, die andere argumentiert mit globaler Verantwortung.



Konrad Kuhn

Der Kulturwissenschaftler hat sich in seiner Dissertation mit der Dritte-Welt-Bewegung befasst. Er forscht an der Uni Innsbruck